



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Grenzbotenromane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Grenzbotenromane



an soll sich nicht selbst loben, heißt es zwar, aber wer ein Licht hat, darf es doch auch leuchten lassen vor den Leuten. Der Grenzbotenverlag ist kein Versuchsfeld für angehende Belletristen und auch keine Schaubühne für „die Moderne,“ wenn sie nichts weiter ist als modern. Er pflegt das Alte und das Neue, es muß nur gut sein, und er kann warten, bis ihm das Gute gebracht wird. So kommt denn heute der Verlag mit nicht weniger als zehn Büchern in der bekannten feinen und anspruchsvollen äußern Ausstattung auf einmal zu seinem Leserkreis, großen Romanen, Novellen und kürzern Erzählungen, dänischen und deutschen aus verschiedenen Landschaften. Sie bewegen sich in den verschiedensten Lebensverhältnissen, führen uns in Stadt und Land, zu Bauern und Bürgern und in die höchsten Gesellschaftskreise. Sie sind nicht nur unterhaltend, sondern auch gehaltreich, erst in der Auffassung, wichtigen Lebensfragen zugewandt. Kurz, sie sind gut, und weil darüber die Grenzboten mit ihrem Verleger einer Meinung sind, so wollen sie sein Werk nach Gebühr loben und empfehlen.

Unser nordischer Freund Sophus Vaudiz erscheint diesesmal mit zwei Büchern. Das erste enthält fünf Erzählungen, deren Schauplatz Jütland ist, nur eine — „Zur Weihnachtszeit“ — behandelt einen von Kopenhagen aus nach Schweden unternommenen Jagdausflug. Diese sowie die an den Anfang des Buchs gestellte Haupterzählung „Spuren im Schnee“ und die letzte „Weihnachten im Forsthaufe“ haben eine Stimmung mit einander gemeinsam, die Vaudiz wie kaum ein anderer seinen Lesern mitzuteilen versteht: wir fühlen die ganze Behaglichkeit des nordischen Winters für Leute eines mittlern, bescheidenen Wohlstandes. „Spuren im Schnee“ enthalten außerdem ein substantielleres Novellenmotiv, die Jagd nach einer alten Handschrift, die dazu führt, daß ein Kopenhagener Leutnant ein jütisches Landmädchen gewinnt. Schwermütig und einsam ist „Der Kapitän.“ Am feinsten „Die Prinzessin und die beiden Freier,“ weltförmig, vornehm, dänisches Rokoko, herzogwinrende Lösung eines mit vieler Anmut geschürzten Liebesknotens.

Das zweite Buch: „Geschichten aus dem Forsthaufe“ (beide sind übersetzt von Mathilde Mann), ist nach meinem Geschmack das beste von allem, was Vaudiz, soweit ich es kenne, geschrieben hat. Eine Poesie des Forsthauses hat man vielleicht in Deutschland überhaupt nicht mehr, weil die Einsamkeit wesentlich als Unbequemlichkeit empfunden wird, seit alles Leben in die Städte drängt und jegliche Lust dort zu locken scheint. In Jütland und auf den dänischen Inseln, wo es weniger Städte giebt, wird das noch etwas anders sein, wenngleich des Verfassers Schilderung der Vergangenheit gilt und noch mehr geben mag, als die Wirklichkeit bietet. Vaudiz ist der berufne Dichter dieses stillen, schönen Reiches. Unser Buch enthält in der Form von eingerahmten Erzählungen die Erlebnisse eines Forsthauses

von der Zeit an, wo es der Erzähler zum erstenmal betritt als Schulkamerad des Haussohns auf Ferienbesuch, bis dahin, wo der alte Forstrat gestorben ist, und seine Kinder, dieser Sohn und zwei Töchter, längst verheiratet sind. Er selbst ist ledig geblieben. Alle Glieder dieses Kreises haben sich immer von Zeit zu Zeit in dem Forsthaufe zusammengefunden und einander aus ihrem Leben erzählt, zuletzt bei dem Jubiläum des Alten, dem bei diesem Anlaß von seinem Sohne und dessen Freunde noch drei gleich schöne Geschichten (mit der Hand geschrieben, weil er mit den meisten jetzt gedruckten nicht mehr einverstanden ist) gewidmet werden. Die Geschichte dieser Personen, die Art ihres Lebens, die einzelnen Verlobungen, alles das ist höchst unterhaltend, die Menschen sind sehr verschieden und alle im Verkehr gleich angenehm. Selbst ein Querkopf wie der jüngste Schwiegersohn findet sich nach seltsamen Seitensprüngen ganz überraschend allerliebste wieder in diese Umgebung zurück. Nicht weniger anziehend ist die kritische Betrachtung heutiger Lebensverhältnisse, die den Personen in den Mund gelegt wird. Sehr viel gute Beobachtung, gesellschaftliche Erfahrung, treffendes Urtheil ohne unnötige Krittellei, kurz, reich an Weisheit ist ein solches Buch, in dem guten alten Sinne des Begriffs, der sich nicht mit der pikanten Form allein erledigt, und daß es äußerlich ähnliche Erzählungen giebt, die gerade diesen Vorzug nicht haben, wird uns noch ein andermal wieder auf dieses Kennzeichen aller Baudisschen Bücher zurückführen.

Charlotte Niese hat ihrem vorjährigen Roman „Auf der Heide“ einen zweiten ebenfalls ausgeführten folgen lassen, dessen Begebnisse wieder in ihre schleswigische Heimat verlegt sind: „Der Erbe.“ Er ist noch besser als jener, der Aufbau ist geschlossener und die Handlungsführung vorzüglich. Sie vervollkommenet sich als Erzählerin immer mehr. Ein adliches Majorat ist an die Bestimmung gebunden, daß, wenn der jeweilige Besitzer nicht mit vierzig Jahren einen Sohn bekommen hat, der Besitz an eine Seitenlinie übergehn soll. Diese drohende Eventualität steht im Hintergrunde der Erzählung. Der alte Baron hat zwar einen Sohn und einen kleinen Enkel, aber es geht unter den Leuten die unsichre Kunde, daß der Sohn einst der nun längst verstorbenen Baronin untergeschoben und mit einer damals gebornen Tochter vertauscht worden sei. Nur zwei alte Tagelöhnersleute, Hamann und Lischen Cornehlßen leben noch, die darum wissen könnten, und sie scheinen es zu wissen; sie treten in den Vordergrund, und je nachdem das Gerücht an Boden gewinnt oder verliert, schreitet die Haupthandlung vorwärts, lebendig und spannend, mit vielen Figuren. Der gefürchtete Besitzwechsel tritt nicht ein, denn jene Meinung erweist sich am Schluß als unbegründet. Der kleine Enkel bleibt nach dem plötzlichen Tode seines Vaters „der Erbe,“ und die Bewerber von der Seitenlinie werden in einer den Leser befriedigenden Weise abgefunden. Das Hauptinteresse nimmt hier ein junger Amtsrichter in Anspruch, der zuletzt ein sehr sympathisches Mädchen heiratet, während sein Vater, ein verkommener alter Nichtsthuer, eine wohlhabende Witwe heimführt, von der sich vorher sein Sohn in einer schwachen Stunde auf kurze Zeit hatte fesseln lassen. Diese Wittib und ihr nunmehriger Gatte, sowie ihr kommerzienrätliches Elternpaar sind eine höchst widerwärtige Gesellschaft, und wiewohl es bekanntermaßen ja auch eine Ästhetik des Häßlichen giebt, so würde das viele Gute, was uns dieser Roman vorführt, in seiner Wirkung noch gewonnen haben, wenn das entgegengesetzte Element mit etwas weniger Vorliebe behandelt worden wäre. Charlotte Nieses Stärke liegt in der realistischen Schilderung, ihre Menschen sind keine weichgeschaffnen Seelen, und sie selbst will keine zarte Dichterin sein, alles ist bei ihr gesund, einfach und natürlich. Meistwerke von Charakteristik sind der alte Hamann und Lischen Cornehlßen.

Wie diese Leute reden und denken, in plattem Hochdeutsch, das ist prächtig gelungen, es geht noch über Fritz Reuters „Messing.“ Schon in der „Braunen Marenz“ und den ihr angehängten kleinen Geschichten fand sich diese Ausdrucksweise, aber hier ist sie noch sehr vervollkommenet. Das ist eine Spezialität, die der Verfasserin bis jetzt keiner nachmacht, eine ganz neu für die Litteratur gewonnene Sprachform, voller Kraft und Wirkung; die sollte sie weiter pflegen.

Timm Kröger in Kiel ist ein Dichter, auch wenn er noch keine Verse gemacht haben sollte. In seinen Bauerngeschichten lebt das Paradies seiner Kindheit weiter und umfängt uns mit wohlthuenden, freundlichen Eindrücken, sodaß wir gestärkt in die weniger poetische Gegenwart zurückkehren. Bisweilen zieht ein Hauch der Wehmut durch seine Erinnerungen, im ganzen aber herrscht die Freude, die Teilnahme an allem Tüchtigen und Thätigen und ein erfrischender, auf alles und jedes achtender Humor, gleich ausführlich in der äußern Malerei wie in der Seelenschilderung. Von dieser Art war seine „Wohnung des Glücks,“ und so sind auch in dem jetzt vorliegenden Bande die ersten zwei Erzählungen beschaffen. „Hein Wied“ ist eine Stall- und Scheunengeschichte, worin sich ein ruhige die Tochter seines reichen Dienstherrn erwirbt, und „Nuch einer, der dabei war“ ist ein junger Knecht und des kleinen Haussohns Vertrauter und Spielgenosse, der dann 1864 ausgehoben wird und nicht mehr aus dem Kriege zurückkehrt. Daß solche Menschen nicht viel erleben werden, was der blasirte Europäer interessant zu nennen pflegt, fordert um so größere Kunst von dem, der es unternimmt, sie uns vorzuführen. Es wird nun jedem Leser von feinem Ansprüchen ein ungemeines Vergnügen gewähren, ganz abgesehen von seiner Teilnahme an dem Sachlichen der Erzählung, dieser Kunst Timm Krögers nachzugehen. Seine Beobachtung und dichtende Erfindung weiß nicht bloß die Tierwelt in das Leben der Menschen hereinzuziehn, ganz wie wir es in der Tierfabel und bei den nachdichtenden Märchenschreibern finden; auch die leblose Natur versteht er zu beseelen und zum Sprechen zu bringen, sie offenbart sich uns wie etwas lebendiges, mit uns fühlendes. Man lese die Schilderung der Nacht auf der Diele eines Bauernhauses, wo alles schläft, Mensch und Tier, und doch niemals Ruhe ist, weil irgend woher immer ein neues Geräusch dringt, flüsternd, tappend, aus Nebel gewoben, zu fein für das grobe Netz des Verstandes. In einer solchen Nacht und aus solchem geheimnisvollen Leben hervor treten Traumgöttin und Phantasie an Hein Wieds Bett und geben ihm eine kleine Vorstellung. Das ist nur ein Beispiel. Wer über eine so, ich kann nur sagen erstaunliche Sicherheit des Sprachausdrucks verfügt, der läßt die Finger wohl auch einmal ohne Ziel über die Saiten gehn zu Liedern ohne Worte, die ein anderer nicht zu verstehn braucht; wenn der Virtuos sein Instrument nur tönen läßt, so giebt das schon Unterhaltung genug. So oder ähnlich wird mancher denken, während er sich in den dritten Teil des Bandes hineintliest: „Heimkehr, lose Blätter eines Naturalisten.“ Es sind die Grundzüge einer kleinen Selbstbiographie, ganz von Betrachtung umrankt. Daß ein Dichter auch solchen Gestalten Audienz giebt, versteht sich von selbst; ehe er sie ändern vorstellt, sollte er sie in dessen noch etwas Blut trinken lassen. Dann werden sie Körper bekommen, und sie können uns auch anziehen, etwa wie die Figuren seiner Novelle „Schuld?“, zu der er den „Schulmeister von Handewitt“ in der zweiten Auflage umgestaltet hat (1898). Ein solcher konkreter Inhalt wirkt doch noch anders als das lose, leichte Ornament der Tagebuchblätter — wir wollen es uns als Präludium deuten, denn wir möchten Timm Kröger gern recht bald wieder hören.

„Der Borreturm, Erzählung von K. G. Bröndsted, autorisirte Übersetzung

von Pauline Kläiber“ ist ein echter Roman, voller Naturfarbe und kunstvoll geformt, ein sehr gehaltreiches Buch, dessen Sachinhalt uns von vornherein fesselt, wir mögen wollen oder nicht. Wie viele gute Romane, so hat auch dieser etwas von dem Charakter einer Biographie; die Hauptperson tritt sehr stark hervor. Jakob Erlandsen ist der Sohn eines herabgekommenen nordjütischen Gutsbesizers. Sein Vater, der von den alten Königen des Landes abstammen glaubt, wird schließlich verrückt und lebt auf Kosten der Gemeinde in dem „Vorreturm,“ einem alten Gemäuer, das vormals zu dem Gute gehörte. Die Mutter hat sich zeit- lebens gequält und stirbt gerade vor dem Zusammenbruch des Besitzes. Die Ärmste war dem Abkömmling gekrönter Vorfahren nicht ebenbürtig, in der That beruhte aber auf ihrer geistigen Stärke das Glück des Hauses, so lange es überhaupt noch zusammenhielt. Jakob träumte gern die Häuplingsträume seines Vaters, aber er erkannte auch den tiefen Wert der Mutter; ganz aus freien Stücken verließ er die Lateinschule in Strandköbing, um als Arbeiter der Mutter zur Seite zu stehn. Es war leider schon zu spät; der Hof war nicht mehr zu retten. Jakob hatte noch einen alten Freund, eine Art Vormund, denn der Donquixote im Vorreturm zählte kaum als Vater, wiewohl ihm der Sohn in rührender Liebe immerfort anhing — und Doktor Gram hatte wieder eine Tochter, Karen, die Jakobs Gespielin und Jugendfreundin war. Eigentlich war sie schon etwas mehr, jetzt wo Jakob ganz auf eigne Faust nach Kopenhagen ging, um Geld zu verdienen und dann zurückzukehren und den väterlichen Hof mitsamt dem Vorreturm zu erwerben; als Kinder hatten sie sich einander in kindischer Weise versprochen, jetzt sah sie sich als des Fortziehenden Schutzgeist an, und als er bald in der großen Stadt in die erste bittere Not geriet, fand er in seinem Bündel ein kleines Geldpaket von ihr, und dann erfuhr er noch weitere Zeichen ihrer Teilnahme. Ob es aber auch von seiner Seite mehr als Freundschaft war, und etwas wie Liebe? Mehr als seine eigne Zukunft kümmerte ihn der alte Vater, der in einer Kammer des Vorreturms den Schloßherrn spielte. Seine Pflicht war, das zur Wirklichkeit zu machen, was sich der Vater einbildete. Und zwar selbständig wollte er alles thun, ohne fremde Hilfe, alle Schuld mußte beglichen werden, ehe der Erwerb für eigne Rechnung begann; es gab aber noch viel abzutragen, und Karens Wohlthaten gehörten auch dazu. Karen irrte sich zunächst darin, wenn sie meinte, Jakob liebe sie ebenso wie sie ihn. In Kopenhagen nun kommt Jakob in die höchste Not. Als Soldat für die Kolonien kann er sich nicht anwerben lassen, er ist erst sechzehn Jahre alt, und niemand hatte ihm zu Hause gesagt, daß das so nicht ginge; er hatte aber ja auch niemand danach gefragt, denn er wollte selbständig sein. Er findet nirgend Arbeit, obwohl er alles thun will, macht mit dem Gefängnis und einem sozialen Pastor Bekanntschaft und gerät unter Sozialdemokraten. Zweimal tritt der Gedanke des Selbstmordes an ihn heran, aber das Lebensinteresse siegt, und dann findet er Arbeit; es ist dieselbe Krisis, die Carlyle schildert im Sartor Resartus, in den berühmten letzten Kapiteln des zweiten Buches. Als Zimmergeselle hat er sein reichliches Brot, aber die Folgen eines Streiks treiben ihn fort, nach Norwegen. Unterwegs auf dem Schiffe trifft er seinen Jugendfreund, den Sohn des Højägermeisters auf Elleholm, in vornehmer Reisegesellschaft. Körperlich und auch geistig war ihm Jakob einst überlegen gewesen, und wie gut passen die beiden noch jetzt zusammen trotz dem gesellschaftlichen Abstand. Kaj teilt dem Freunde unter anderm mit, daß er einen Korb bekommen hat — von Karen! Da hätte also Jakob wenigstens noch einen Vorsprung. Wenn er ihn nur auch hätte nutzen wollen! Als Knabe war er voller Hochmut gewesen, so arm er auch war, seine

Kameraden hatten es entschuldigend dem Rektor gegenüber „Stolz“ genannt, weil sie meinten, das klinge besser. Später ertappte er sich bisweilen auf dem Geständnis, daß es ihm verhaßt wäre, jemand etwas schuldig zu sein, und daß er sich vor der Dankbarkeit fürchte; der soziale Pastor in Kopenhagen bezeichnete das als das „Mißverhältnis zwischen Ihren Ansprüchen und Ihrer Stellung,“ und unter solchen Verstimmungen trat auch Karens Gestalt seiner Seele ferner. Er wog ihre und seine Schritte, aber er wog mit ungleichem Gewicht, und wenn er abrechnete, so war sein Unwille größer als seine Sehnsucht. Der Leser wird bemerken, daß das psychologische Problem an Bedeutung den Handlungsinhalt übertrifft, gleichwohl behält dieser immer die sichere Führung. Jakob tritt in die Dienste eines reichen Waldbesizers und Holzhändlers, des „Königs von Mjösund,“ und steigt bald in seiner Stellung, weil seine Tüchtigkeit immer vielseitiger wird. Schon lange hat er den Vater im Borreturm mit reichen Summen unterstützen können, da rettet er seinem Herrn das Leben, und nun wird er zum Verwalter eines ferngelegnen Sägewerks mit den dazu gehörigen Waldungen bestellt. Wenn wir ihn auf einem Teil seiner Fahrt begleiten mögen, so können wir auch eine Probe von Brändstedts kostbarer Naturschilderung bekommen. Die Wohnstätten werden seltner, das Land erscheint Jakob sehr einsam. Er sagt es dem Steuermann, dieser aber deutet auf einen Hof hier und auf ein Haus dort und hält Jakob für einen anspruchsvollen Mann. Als sie aber gegen Mittag in den großen Barsee fahren, wo die Felswände immer drohender werden und ihre düstern Spiegelbilder abgrundtief in das klare Wasser senken, da meint Jakob, eine größere Einsamkeit werde sich wohl schwer finden lassen. Aber der Steuermann reicht ihm sein Fernglas, und siehe da, hoch oben an den Felsabhängen, so hoch, daß man den Kopf zurücklegen muß, wenn man hinausschauen will, da giebt es grüne Wiesen mit Blockhäusern und Röhren und Menschen; das waren die Almen oder Bergweiden, und weiter unten da und dort in den Felsenschluchten versteckt lagen die Höfe. Nein, hier sei es durchaus nicht einsam, höchstens am nördlichen Ende des Sees könnte man davon sprechen, sagte der Steuermann. Gegen Abend entfernte sich das Boot, den Windungen des Wassers folgend, immer mehr von den Riesenfelsen und glitt stundenlang zwischen niedern, von der untergehenden Sonne friedlich beleuchteten, aber von Menschen und Tieren verlassenen, grasbewachsenen Hügeln hin, oder auch zwischen einsamen Fichtenwäldern ohne Vogelgezwitzcher, ja, so kam es Jakob vor, ohne einen Windhauch, ohne ein Lebenszeichen. Alles kam ihm so verlassen und wehmütig vor. Die frohen Erwartungen des Morgens waren dahin, er dachte nur noch daran, daß jeder Schlag der Radschaufeln ihn weiter von Dänemark und seinem Lebensziel führte. Die wenigen Mitreisenden standen schweigend am Geländer und betrachteten die vorübergehenden Grashügel und Fichtenwälder, sogar in dem Gesicht des Steuermanns schien sich jetzt der wehmütige Ernst der Landschaft wiederzuspiegeln. „Ist das Indviken, Steuermann?“ Ja, das ist Indviken. Am Ufer meckerte eine Ziege, und so ungewohnt war jedes Lebenszeichen an dieser Küste, daß alle die Köpfe nach der Seite wandten, von wo der Laut kam. Das ist Ihre Ziege, sagte der Steuermann. — Wir überlassen nun Jakob seiner ausgedehnten wirtschaftlichen Thätigkeit auf dem einsamen Plage. Sein Glück wird glänzend. Er hat das ganze Vertrauen seines Herrn und wird Vorsteher des Kontors in Mjösund. Auf einem Ballé im Stadthause seines Gönners verlobt er sich mit dessen einziger Tochter, einer männlichstarken, stolzen nordischen Schönheit. Er bekommt das Jawort der Eltern, aber keiner wird des Ereignisses froh. Ihn zieht es nach Dänemark; die Braut muß zwischen ihm und Norwegen wählen.

Ergreifend schön wird erzählt, wie sich die zu schnell geschlungnen Bande in Frieden lösen. Jakob zieht wieder in seine Heimat und kauft mit dem Rest seines Reisegeldes den Borreturm und einige Morgen Landes. Alles hat sich daheim verändert, aber Doktor Grams Freundschaft ist ihm geblieben. Mit dessen Kredit erwirbt er das einstige väterliche Gut, und nachdem sein früherer Herr ihn besucht und den an dem Sägewerk Indvikin gemachten Gewinn mit ihm geteilt hat, ist die Geschichte äußerlich zu Ende geführt. Daß nun Karen Jakobs Frau wird, denkt sich der Leser beinahe von selbst. Das Ziel des Romans aber, die vollendete Charakterentwicklung der Hauptperson, enthüllt sich in einer reichen und anmutigen Schilderung vieler begleitenden Umstände und Personen, die in diesem kurzen Überblick nicht berücksichtigt werden konnten.

Gleich umfangreich und als Kunstwerk mindestens ebenso vollendet ist ein Roman von anderm Milieu und ganz verschiedner Haltung: „Weihnachten auf Wildegg,“ Erzählung von Georg Stellanus. Hier stehen wir auf der höchsten Stufe der Menschheit, unter mediatisierten Fürsten, Grafen, landsässigem Adel und adlichen höhern Beamten mit ihren Damen; das bürgerliche Element zeigt sich erst in Küche, Stall und Dienerzimmern und bei den Bauern des Dorfs. Im Hintergrunde steht die herzogliche Residenz Wolfenburg, womit keine bestimmte Stadt gemeint ist. Der Schauplatz ist Süddeutschland und der Dialekt der Landleute schwäbisch, aber alles, was in der Namengebung und Ortsbeschreibung das Interesse des Lesers zu sehr auf die Wirklichkeit und den Ursprung der Modelle ablenken und die Wirkung der Erzählung als Kunstwerk beeinträchtigen könnte, ist vermieden, denn der Verfasser ist ein Künstler. Seine Menschen tragen ferner keine Lebenslasten wie die des „Borreturms,“ sie arbeiten überhaupt nicht viel, höchstens beschäftigen sie sich angenehm, ihr Haupttagewerk ist eine feine Geselligkeit; es geht also hier ähnlich zu wie in den Goethischen Romanen. Aber es sind freilich bloß Feiertage, die wir auf Wildegg erleben, und ihre Sorgen haben die Menschen dort so gut wie überall, nur sind sie weniger kümmerlich, weil der größere Lebenszuschnitt mehr Stil hat. Dem alten Grafen auf Wildegg liegt die Verheiratung seiner allerliebsten kleinen Enkelin am Herzen. Da er keine männlichen Erben hat, so geht der größte Teil seines Grundbesitzes dereinst in andre Hände über, aber die Familie ist wohlhabend genug, den Verlust tragen zu können. Vollends wenn es zu einer Verlobung Komtesse Vidchens mit dem Sohne seines Jugendfreundes kommen sollte, des Fürsten Feldkirch, des reichsten Standesherrn im Lande. Prinz Egon kommt jetzt zum Weihnachtsfeste und bringt einen äußerst netten Begleiter mit, einen vaterlosen Forstleuten, für dessen Zukunft der alte Fürst zu sorgen übernommen hat. Dieser lebensfreundige, urgesunde, norddeutsche „kleine Drehsa“ ist jedermanns Liebling, und der Angelpunkt des Romans ist, daß er und nicht der als Spitze der zahlreichen Schloßgesellschaft gefeierte Prinz schließlich die Braut heimführen wird. Wie sich diese Wendung allmählich vollzieht, und wie sich die einzelnen Familienmitglieder und Weihnachtsgäste mit ihren Wahrnehmungen und Wünschen dazu verhalten, das gehört zu dem graziösesten, was man lesend erleben kann. Zuerst thut der vierjährige Dedo von Olzogen zum Schrecken seiner Mutter und seiner ältlichen Schwestern einen vorlauten Blick in die Zukunft; die Olzogens sind hier mit auf Besuch, und der Kleine versteht die Rolle eines Maschinengotts, oder er macht sich als Rindermund nützlich oder schrecklich. Gleich darauf in Tante Fridas Salon bei der Einübung der Weihnachtslieder wird es dem Leser nachdrücklich klar, daß Drehsa der Auserwählte ist, nur er selbst merkt es nicht, trotz seinem warmen, ver-

langenden Herzen; so hoch durfte er doch auch nicht hinauffehen. Dann entdeckt es ihm der Prinz selbst in einem köstlichen Zwiegespräch und fügt erläuternd hinzu, warum er selbst nicht der richtige Freier für Lidchen sei: ihm hat es die reife, geistvolle Gräfin von Eschen angethan, und die nächste Station ist, daß er bei ihr, der einflußreichen Freundin des Wildeggschen Hauses, Stimmung für den kleinen Drehsa zu machen sucht. Diese Unterhaltung ist wieder ein kleines Kunstwerk. Frau von Eschen erfährt mit einem Schlage, daß der Prinz nicht Lidchen, sondern sie selbst begehrt. Daß der kleine Drehsa und Lidchen zu einander paßten, konnte man verstehen, und der ritterliche Vorfahr auf einem hochgeachteten alten Familiengobelin hatte in einem bedeutenden Augenblicke vertraulich dazu genickt. Aber daß das allein dem mittellosen Jungen ohne Stellung den Weg zu einem so großen äußern Glücke frei machen würde, wäre über Wissen und Verstehn gewesen und auch über das Können des gewandtesten Romanschreibers gegangen. Darum erfand er etwas zweites, was den Abstand zwischen Drehsa und Lidchen ausgleichen muß, was sich allmählich entwickelt und uns vielleicht noch mehr spannt als die Liebesgeschichte des kleinen Drehsa. Dieser ist nämlich in Wahrheit ein Großneffe des Wildegger Grafen. Auf ganz merkwürdige Weise war das bis jetzt verborgen geblieben, und noch merkwürdiger wird es wieder ans Licht gebracht, und was das hübscheste ist, er selbst erfährt erst davon, als seine Standeserhöhung gesichert ist. Nun kann er als der Erbe sämtlicher Wildeggschen Güter mit Fug um die letzte Tochter des Hauses anhalten, der Prinz gewinnt Frau von Eschen, und noch eine dritte Partie wird unter den großartigen Weihnachtsfestlichkeiten geschlossen und den Gästen mit verkündet. Das ist der Umriß des Romans, der uns nun eine Mannigfaltigkeit von Erzählung und Schilderung giebt, dazu gewählten und geistreichen Dialog und eine plastische Beobachtung bei vollkommener Sicherheit des Ausdrucks mit sovielen Abwechslungen der Tonart, wie man das alles nicht leicht so wieder bei einander finden wird. Die Enthüllung der Abstammung des kleinen Drehsa bringt uns zum Beispiel in einen für gewöhnlich nicht mehr benutzten Flügel des Schlosses. Dort liegen unangerührt die prachtvoll eingerichteten Gemächer der „hochseligen“ Äbtissin. Sie galt für eine sehr reiche Dame, aber als sie 1831 starb, hinterließ sie kein großes Vermögen. Ihr Testament könnte auch den noch ausstehenden Beweis für die bis jetzt nur vermutete Herkunft Drehsas bringen. Aber sie hatte einen Vertrauten, Monsignor Talazzi, der kurz vor ihrem Tode nach Italien zurückkehrte und seither verschwunden ist. Jetzt in der Christnacht wird der Schatz wieder aufgefunden, hinter einem Wandgetäfel, das einst noch bei Lebzeiten der Hochseligen von Italienern angefertigt worden war. Zuvor aber führt uns der Verfasser von Wildegg hinweg nach Pistoja in das Geschäftshaus einer alten Schlosser- und Bildhauerfirma und in den Garten des Klosters von S. Eusebio, wo der gelähmte Monsignore und sein wertvolles Geheimnis sorgsam gehütet wird. Inwiefern die heilige Kirche an dem Aussterben der Wildeggschen Hauptlinie interessiert ist, erfahren wir in sachgemäßer Deduktion und mit einem Ernst, der hier jeden Verdacht des Erdichteten unterdrückt; dabei sehen wir auch, daß der Verfasser das vornehme Wesen unter der Coutane ebenso gut kennt wie im weltlichen Kleide, und daß er das Volkstum einer italienischen Provinzialstadt so treffend und sicher schildert wie seine Wildegger Bauern. Auf die Treue des Kolorits wird es namentlich solchen Lesern ankommen, die außer der Unterhaltung und einem künstlerischen Genuß noch etwas an Belehrung suchen, nämlich darüber, wie es eigentlich in Wirklichkeit im piano nobile unsers Gesellschaftsturms aussieht und hergeht. Ob zu einem Haushalt, der doch als einfach

und altfränkisch bezeichnet wird, ein solcher Hofstaat von Bedienung, eine förmliche Hierarchie von hilfreichen Spezialisten gehört, und ob daneben noch soviel Kostbarkeit an kunstvollem Mobiliar, altem Gewebe, Edelmetall und Porzellan in einem einzigen mitteldeutschen Landschlosse anzutreffen wäre, darf niemand bezweifeln, weil der Verfasser bei seiner Vertrautheit mit dem sonstigen Leben dieser Kreise auch das am besten wissen muß. Den Eindruck von tüchtiger Solidität, der neben dem Überfluß und der bloßen Wohlstandigkeit auf dem Ganzen ruht, wird man sich gern als Abbild des Wirklichen denken. Die Blichter einer ausgesuchten Belesenheit, den sprühenden Witz und die verblüffende Sicherheit der Wortwahl werden wir zum Teil wenigstens als seine individuelle Zugabe ansehen dürfen. Daß er über einen olympischen Humor gebietet, beweisen zahlreiche Augenblicksbilder, wie der mit seinem achtarmigen Kandelaber an der Spitze des prinzlichen Empfangsgeleits ausgleitend auf dem Teppich platznehmende dicke August oder die Scheren der Familie Alzogen, deren Lebenszweck darin zu bestehn schien, daß nach ihnen an den wahrscheinlichsten Orten gesucht wurde, während sie hilflos und verlegen in den unwahrscheinlichsten Winkeln zu liegen pflegten, deren Existenz auch in dem Sinne verfehlt war, daß sie nie zu dem benutzt wurden, wozu sie eigentlich da waren. „Georg Stellanus“ steht in keinem Schriftstellerlexikon. Wer gleich das erstemal diesen Reichtum vor uns ausschüttet, der hat sicherlich noch mehr zu vergeben. Auf Wiedersehen also, und hoffentlich recht bald!

Luiße Glasz, die das Kleinleben einfacher Leute in thüringischen Städten und Dörfern gut zu schildern weiß, mit Wendungen zu allerlei zeitgemäßen Fragen, giebt uns in der Haupterzählung ihres neuesten Buches: „Der goldne Engel und kleine Geschichten“ eine originelle Erfindung von Kraft und Tiefe. Der goldne Engel ist ein Luftballon, an dem ein Lithograph über zwanzig Jahre lang gearbeitet und gegrübelt hat; sein Geschäft ist darüber zerstört, seine Frau gestorben, sein Häuschen verfallen. Wie ein Gespenst steht das Projekt, das nur Geld verschluckt und noch nichts eingebracht hat, hinter allem, was in der Familie geschieht. Es nimmt die Gedanken des Vaters gefangen, es ruft den Sohn, der sich sein Leben in der Fremde zu bauen begonnen hat, wieder zurück, es erfüllt die ältere Tochter, auf der die ganze Last des Hauses liegt, mit Sorge und Bitterkeit. Diese Vina ist eine herrliche Figur, eines Trauerspiels würdig! Sie leitet den Bruder und will für sich nichts. Während ist es, wie sie den Anträgen des alten Ackermann ausweicht; sie ist ja ihrem eignen Hause noch so nötig. In dem Augenblicke, wo sie der Versuchung widersteht, das Modell zu zertrümmern, fährt draußen der Blitz in den aufgestiegenen Ballon und erschlägt den Vater. Die Naturschilderung ist eben so bedeutend wie die dann folgende Erzählung. Nach dem Tode des Vaters heiratet der Bruder, nun stellt sich das Gespenst zwischen ihn und die junge Frau. Vina sieht das ganze Verhängnis, sie kann das Modell nicht weg-schaffen. Da bricht ein Brand aus. Er zerstört das Haus, und jetzt erst ist der Spuk gebannt, denn das Modell ist mit verbrannt. Aber auch Vina ist in dem Feuer umgekommen. Das wirkt erschütternd. Mußte es denn sein? Der Dichterin, so dürfen wir hier Luiße Glasz nennen, wird diese Wendung nicht leicht geworden sein. Leser mit höhern Ansprüchen werden sich aber sagen, daß dieser heroische Charakter nicht gut als zweite Mutter der Ackermannschen Kinder verbraucht werden konnte. Nachdem ihr Bruder, der in dem Brandunglück die letzte Probe bestanden hat, ihrer Führung nicht mehr bedarf, kann sie aus dem Leben gehn. Es hängt auch ein wenig tragische Schuld an ihr, und die ganze Wirkung ihres Weggangs auf die Zurückbleibenden erfährt uns wie etwas ungewöhnliches. Des Bruders Frau

und vor allem der Bruder selbst, auch der alte Ackermann sind voll ausgearbeitet und zugleich ansprechende Menschen. In der kleinen Beobachtung und an tiefen Lebensblicken findet sich viel gutes. Die mit der Erzählung schritthaltende Lebensgeschichte des Luftballons ist ein Meisterstück der technischen Beschreibung, das auf vielem Studium beruht. Ich möchte sagen, daß sich der Goldne Engel recht wohl neben Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ behaupten kann, woran wir hier in Bezug auf den Schauplatz und den Gang der Handlung und auch in der besondern Art des volksmäßigen Humors manchmal erinnert werden. — Zehn kürzere Skizzen enthalten viel Hübsches. Am besten gelungen ist „Knut Hartwigs Pfingsten.“ Demnächst dürfte „Wer schlägt den Leuen, wer den Niesen?“ kommen.

Zwei Erzählungen von Eduard Dupré: „Fortunatus Laatschy“ und „Dina“ führen uns in das Oberelsaß und nach Bayern, zu wichtigen Zeitpunkten, deren Bedeutung offenbar mit einem starken Einschlag eigener Erlebnisse gut geschildert wird. In der ersten wird als äußerliche Hauptsache eine Messeraffaire mit dem Titelhelden als Angeklagten beschrieben. Die wichtigere Person ist aber sein Verteidiger, ein junger Rechtsanwalt aus Bayern, der sich gleich nach dem Kriege im Elsaß niedergelassen hat. Er findet zuletzt seine Lebensgefährtin unter den Töchtern des Landes. Die Schilderung des Zuständlichen hat für die Geschichte der damaligen Zeit einen typischen Wert. Es werden landschaftliche Gegensätze berührt zwischen Deutschen und Elsäßern, gesellschaftliche Spannungen in der eingewanderten Beamtenerschaft, die Duellfrage unter Zivilisten, die keine Studenten mehr sind. Auch die Aufgabe des deutschen Zeitungschreibers in dem neuerworbenen Lande wird an einem lebendigen Beispiel — Doktor Stürmer — erläutert. In allen diesen Dingen geht durch die unterhaltende Schilderung eine ernste und vornehme Auffassung. Man kann sich daraus eine Vorstellung machen, wie es damals im Elsaß aussah, und man wird den Maßstab und die Ansprüche des Erzählers berechtigt und überzeugend finden. Laatschys Prozeß hätte nicht so breit ausgeführt werden sollen; Kriminalistik und Belletristik haben nichts weiter als die Endsilben miteinander gemein. — Die zweite Erzählung, „Dina,“ ist noch feiner und in ihrer Form, einem Briefwechsel zwischen zwei Freunden, besonders anziehend. Fritz, hinter dem der Verfasser steht, hat noch vor kurzem in München studiert und ist jetzt, vor dem Ausbruch des Krieges, Magistratsbeamter in Brück. Er könnte sich, und das ist das eigentliche Problem der Erzählung, hier ein behagliches Nest bauen, aber er ist mit seiner Entwicklung noch nicht fertig, darum muß er das Heimatland aufgeben. Noch im Herbst 1870 geht er aufs ungewisse nach Straßburg und stellt sich dem Grafen Luxburg zur Verfügung. „Es ist alles verteilt,“ schreibt er am Schluß, „meine Schwester und mein schönes Erbhaus dem Doktor Fischer, mein behagliches Amt dem Brendel, und mein Herzlieb, ja ja mein Herzlieb! dem wackern Stuttgarter.“ Das Herzlieb ist „Dina,“ die also, weil sie ihm nicht zu teil wird, eigentlich die Ehre des Titels nicht verdient. Die Novelle hätte „Fritz“ heißen können. Sie schließt mit einem Fragezeichen ab, denn Fritz steht nun vor dem Leeren. Man hat aber das Vertrauen als Leser, daß diesem nobel denkenden, genügsamen Manne mit dem tiefen, poetischen Herzen das fernere Leben geraten muß, und wer etwa die „Dina“ vor dem „Fortunatus Laatschy“ lieft, der könnte sich auch einreden, Fritz habe sich mittlerweile zum Rechtsanwalt weiter entwickelt und empfangen als Ersatz für seine bayrische Dina eine geistig entschieden bedeutendere oberelsäßische Noémie. Aber leider wäre das falsch gerechnet. Denn wir erfahren aus der einrahmenden Erzählungskulisse zu der „Dina,“ daß Fritz schon gestorben ist; er hatte sich mit einer Berlinerin verheiratet, nicht zur Be-

friedigung seiner Schwester, die zugleich andeutet, daß ihm auch sonst manches im Leben nicht leicht gewesen sei. Das ist schade, wird der Leser denken, aber die allerbesten Menschen werden am seltensten ganz glücklich, und die elegisch abgetönte Novelle mit ihrer tief aus dem Gemüt geholten Schilderung ist und bleibt dennoch etwas sehr schönes.

„Der Lattenhofer Sepp“ von Max Grad, eine oberbairische Bauerngeschichte, ist ein ausgearbeiteter Roman von dem Umfang und auch dem Sachwert des *Vorreturms* oder des *Wildegger Weihnachts*. Die eine Hauptfigur ist der von vielem Unglück niedergedrückte und äußerlich ganz verhärtete Sepp, der seinen kümmerlichen Acker allein bestellt, weil er eine todkranke Frau hat, und außerdem Heiligenbilder schnitzt; eigentlich ist er ein Künstler, aber er weiß es nicht, und seine Statuen und Gruppen holt ihm von Zeit zu Zeit ein Händler für wenige Gulden ab. Die andre Hauptperson ist ein junger, neuangekommener Kooperator mit einer feurigen Seele, Hilarius. Er ist aus Preußen und findet hier im Gebirge viel Mißtrauen und Widerstand. Der alte Herr Pfarrer kennt seine Leute genugsam, er ist mit ihrem Sonntagschristentum zufrieden, der Kooperator aber meint, man müsse das heilige Wort auch in der Woche und im Leben nachspüren, und solche Neumodisheit will den Bauern nicht in die Köpfe. Am hartnäckigsten ist der Sepp, allen Anreden und Einwirkungen des Hilarius weicht er aus, nur gerade eben an der Ungezogenheit vorbei, die sich freilich gegen der Herrn Kooperator nicht schicken würde. Dieser Schauplatz mit verschiedenen Nebenfiguren wird langsam Strich für Strich bis über ein Drittel des Romans gezeichnet, dann setzt die tiefre Aufgabe ein, und sie tritt immer kräftiger in den Vordergrund. Der harte Sepp, der bald seine Frau verliert und dessen Tochter nach München geht und auf schlechte Wege gerät, muß so von Hilarius gewonnen werden, daß er ohne ihn nicht mehr leben und ordentlich bleiben kann. Und diesem wieder wächst der eine Befehrte so ans Herz, es ist ja beinahe sein einziger vollkommener Erfolg hier, daß es ihm später, als er den Ort verlassen möchte, klar wird: schon um des einen Mannes willen darf er es nicht thun, solange für ihn noch die Möglichkeit des Bleibens ist. Doch das geschieht erst am Schluß, wo es kurz aber herrlich beschrieben wird. Ehe noch dieses Verhältnis die beiden Männer an einander band, gewann über des Hilarius Seele noch eine andre Macht Gewalt, obwohl er sichs lange nicht gestehn wollte und es auch gewöhnlichen Menschen wie seinen Bauern immer unverständlich blieb. Ein armes verlassenes, von dem Pfarrer und seiner Haushälterin in Pflege genommenes Bauernkind wuchs unter den Augen von Hilarius zum Mädchen heran und bekam nun in seinem geistigen Wesen für ihn etwas so geheimnisvoll anziehendes, wie wir es uns in einem andern Kreise etwa an Mignon oder auch an der Ottilie des letzten Teils der *Wahlverwandtschaften* vorstellen mögen. Hätte er die Burgel gewinnen wollen, so würde er sein Amt haben aufgeben müssen, und er konnte das auch, denn er war von Haus aus wohlhabend und nicht um der Versorgung willen geistlich geworden, sondern aus brennendem Herzen und voll von großen Plänen. Sollte aber alles das an den harten, stumpfen Bauernschädeln zerschellen, so fand er auch anderwärts andre Aufgaben. Er schrieb an einem Buche, und er baute in Gedanken an sozialen Projekten, Krankenhäusern, Industrieschulen und Handwerksstätten, in denen die Bauernkunst dem großen Markte angepaßt werden sollte. Ein Mann wie er war ja nicht an das Amt und an das eine Bauerndorf gebunden. Aber es sollte anders kommen. Nach viel Angst und Not, und nachdem beinahe das ganze Dorf gegen ihn aufgestanden ist, stirbt Burgel. Drüben in der Kirche probiert der

Schullehrer leise die neuaufgestellte Orgel. „In deinem Glanz o laß mich scheiden — Maria —, und Welt und Menschen laß mich meiden — Maria!“ Kälter und kälter werden die jungen Glieder, ein letztes Strecken, ein leichter Seufzer, der blonde Kopf fällt auf die Brust herab. Leise verhaucht der Orgelklang. Der Greis faltet betend die Hände: Sie ist dahin gegangen. — Mit der Sonne, sagt Hilarius und legt die Leiche in die Kissen nieder. — Nun muß natürlich für Hilarius das thätige Leben in seine Rechte treten. Er bleibt nach einem schweren innern Kampfe, worin Sepp ihm beisteht, und führt alles das, was er geplant hat, an dem nun durch seine Wirksamkeit ganz umgestalteten Orte aus, nachdem er inzwischen auch noch des Pfarrers Amt übertragen bekommen hat. Daß es einem solchen Buche nicht an bedeutenden Episoden fehlt, versteht sich von selbst. Ein großer Vorzug sind aber sein klarer Aufbau und sein befriedigender Abschluß, und noch etwas ganz besonders, daß hier einmal ausnahmsweise nicht die Liebe das Steuerruder führt.

Adolf Schmitthenners Roman „Leonie“ ist eine Erscheinung ganz für sich. Otto Ludwig hat einmal ein bedenkliches Thema mit einer an Goethe erinnernden Sprachvollendung ausgeführt und mit einer mehr als Goethischen zarten Zurückhaltung. Das ist die kleine Novelle „Marie“ von 1843. Mit dieser für Schmitthenner vielleicht annehmbaren Reminiscenz möchte ich mich der Verpflichtung entheben, den Gegenstand seines Romans in ein paar Sätze zu fassen, weil das notwendig plump ausfallen würde. Ich bewundere seinen Mut und seine Gefühlswärme, sein dichterisches Talent und seine Herrschaft über den Ausdruck. Ich finde die Lokalfarbe — „Heckendingen“ im badischen Oberlande — überzeugend, die Rahmeneinfassung und die Perspektive, durch die wir an zwei Kulissen und zwei Menschenaltern vorbei auf die nun schon fernabliegende Tragödie im Forsthaufe sehen, künstlerisch geschickt, ich finde auch, wenn man sich diese Dichtung als Wirklichkeit vorstellt, alles darin so wahr und ergreifend und im besten Sinne lehrhaft und läuternd, erschütternd und doch versöhnend („Möge doch mancher in seinen Sünden hiervon die Nutzenwendung finden“), daß ich nur die Worte der Verlagsankündigung wiederholen kann, der Roman gehöre zu dem Schönsten, was seit langer Zeit erschienen ist. Für die epische Ruhe, mit der die Katastrophe ihrem Ende zugeführt wird, scheint mir nur eine klassische Parallele gut genug, Goethes Werther. In einer zweiten Auflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, würde sich eine starke Abkürzung der Frühchoppenzene des sechsten Kapitels empfehlen, sie hat in dieser übrigens lautern Atmosphäre etwas Verlegendes und geht in ihrer Ausführlichkeit über das Maß einer berechtigten Kontrastwirkung hinaus.

Alle diese schönen Bücher eignen sich, weil sie gesund und rein sind, zur Familienlektüre und passen auch für die Jugend. Die Leonie natürlich ist nur für reife Leser geschrieben.

U. P.

